Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 75 (1995)
Heft: 4

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anton Krättli

Vom «Geschwätz des Lebens» zur «Tagesordnung des Ewigen»

«Wohnen Dämmern Lügen» von Botho Strauss[1]

Das Buch erinnert an den Band «Paare, Passanten», an ein Kaleidoskop oder ein Mosaik, deren leuchtende Splitter und Steinchen den Alltag in Einzelheiten festhalten. Beobachtetes, Gedachtes, Gesprächsfetzen sind aneinandergereiht, teils ganz kurze Impressionen, teils kleine Geschichten.

Erinnerung und Reflexion bestimmen den Stil, dessen verfeinerter Realismus den einzelnen Stücken auch dann den Glanz des Gediegenen verleiht, wenn von eher tristen oder üblen Erscheinungen die Rede geht. *Botho Strauss* ist ein exzellenter Prosaist, dessen Sätze virtuos und exakt gebaut sind, stilistische Leckerbissen in Wortwahl, Rhythmus und Syntax. Man kann das Buch aufschlagen, wo man will – und da es ja keine zusammenhängende Erzählung, sondern ein Mosaik aus Prosastücken ist, darf man das auch –, man trifft auf Wendungen und präzis in Sprache umgesetzte Beobachtungen, die dem Leser Bewunderung abnötigen, wenigstens in Hinsicht auf die unerbittlich genaue Feststellung eines Sachverhalts. Da ist etwa von einem *«dicklichen, späten Mädchen mit unappetitlich fettigem Haar»* die Rede, oder wir begegnen der Feststellung: *«Es gibt seltene Konjunktionen, Grenzfälle der Begegnung unter Menschen, bei denen die modernsten Sicherungen, über die unsere Seele verfügt, plötzlich unwirksam werden, so dass für schreckliche Augenblicke eine ganz ungemilderte Erlebnisfähigkeit von uns Besitz ergreift.»* Was hier in Worte gefasst ist, könnte geradezu als Zusammenfassung dessen gelesen werden, was in «Wohnen Dämmern Lügen» in unzähligen Variationen zur Sprache kommt. Fragt sich am Ende nur, was wir mit der *«ganz ungemilderten Erlebnisfähigkeit»* anfangen sollen.

Das Ungewöhnliche des Banalen

Die Begegnungen und Beobachtungen, die der Autor festhält, erscheinen auf den ersten Blick als Sonderfälle. Da ist zum Beispiel der Mann, seit Jahren geschieden und von Frau und Kind getrennt, der plötzlich erfährt, der einzige Weg zur Rettung seines nun siebzehn Jahre alten Sohnes sei eine Knochenmarktransplantation. Aus genetischen Gründen muss es Knochenmark von einem Elternteil sein, und daher griff die Frau auf den Vater zurück, den sie all die Jahre von ihrem Kind ferngehalten hat. Oder ein anderer Sonderfall: *«Wann merkt ein Mann, dass er auf einem stillgelegten Bahnhof sitzt und vergeblich einen Zug erwartet? Es gibt auf dem Land etliche Bahnhöfe, die ohne Personal, ohne Aufsicht sind, wo Kartenschalter mit Pappe verschlossen, die Rolläden vor dem Kiosk heruntergelassen, keine Zeitung, keine Fahrkarte zu kaufen sind, und dennoch hält ein- oder zweimal im Tag ein Zug, der Dörfer mit der Kreisstadt verbindet.»* Ein Wanderer kann also nicht zum vornherein wissen, ob er warten oder nicht warten soll. Wann merkt er es, dass er vergeblich wartet? Die Frage ist charakteristisch für Botho Strauss. Ihn interessieren weit mehr die besonderen, aussergewöhnlichen Er-

1 Botho Strauss: «Wohnen Dämmern Lügen». Carl Hanser Verlag, München, Wien 1994.

fahrungen, die es zwar im Alltag auch gibt, für die man jedoch den besonders geschärften Blick haben muss. Selbst unter Banalitäten kann sich verbergen, was ungewöhnlich, verwirrend und verstörend in unser Bewusstsein einbricht.

Die Lektüre des Prosabandes erinnert in den abgehandelten Themen und Motiven auch an ein Theaterstück des Autors, das noch vor dem Buch «Paare, Passanten» erschien und auf mehreren Bühnen gespielt wurde. In der «Trilogie des Wiedersehens» begegnen sich anlässlich einer Vernissage alte Bekannte und einander fremde Menschen, erzählen sich Belanglosigkeiten, geben Ansichten von sich, machen Beobachtungen nicht nur an den Bildern, die an den Wänden hängen, oder den Plastiken auf ihren Sockeln, sondern auch am menschlichen Gegenüber, an den Vorübergehenden und denen, mit denen sie ein kurzes Gespräch haben. Eine durchgehende Fabel hat das Stück nicht, sein Zusammenhang besteht in der Situation und in der realitätsnahen Belanglosigkeit dessen, was eben so geredet wird. In «Wohnen Dämmern Lügen», dem neuen Prosaband mit dem seltsamen Titel, finden sich unzählige Ansätze zu Rollen, Skizzen zu möglichen Theaterszenen, Fragmente zu szenischen Situationen. Der Mann, der auf dem stillgelegten Bahnhof auf einen Zug wartet, der womöglich gar nicht kommt, lässt sich ebenso auf der Bühne denken wie die Witwe, die darüber reflektiert, wie es gewesen wäre, *«wenn Plesch das noch erlebt hätte»,* oder jene andere, die darüber sinniert, wie es sein wird, *«wenn mein Mann einmal nicht mehr da ist».* Kleine Monologe, kleine Dialoge, dazu Schauplätze, Stadt- und Strassenszenen, die einem Bühnenbildner genug Angaben zur exakten Ausführung des Beschriebenen gäben, finden sich in dem Prosabuch zu Hauf.

Die Stimmung ist melancholisch, gezeichnet von Resignation, Enttäuschung, Zukunftslosigkeit. Die Ausschnitte und Geschichten, die Einblick geben in menschliche Beziehungen, vorwiegend in die Beziehung zwischen Mann und Frau, beschreiben kaputte Verhältnisse, Unlebbarkeit und Frustrationen. Mit feinem Skalpell werden zum Scheitern verurteilte Begegnungen seziert. *«Unsere Träume, unsere hohen Erwartungen haben uns zerfleischt»,* beginnt so ein Abschnitt, in dem erzählt wird, wie einer, der als Knabe seinen besten Freund um eines Kranichs willen verliess, mit seiner momentanen Bekanntschaft, vielleicht seiner Geliebten, nicht zurechtkommt. Als Knabe liebte er den Kranich über alles, spürte *«alles, was ein erwachsener Mann bei seiner Geliebten spürt»,* und konnte sich doch dem Vogel nicht zuwenden und ihn umarmen. Jetzt, da er mit einem Mädchen zusammen ist, einer *«Schlaflosen»,* von der er sagt, er meine sogar, es ginge in ihrer kleinen Seele *«ein Jahrhundert seelischer Selbstbefingerung»* zu Ende, macht er die gleiche Erfahrung und denkt, jenes *«Jahrhundert seelischer Selbstbefingerung»* ende nicht wie das vorangegangene mit verfeinerten Sinnen, mit kühnen Erneuerungen, *«sondern vielmehr mit zerfahrenem Sichbefinden und ratloser Rhetorik».* So ganz haben wir das nicht begriffen; aber es ist gediegen ausgedrückt.

Unter dem Einfluss des Propheten aus dem Norden erwacht seine eigene Kraft, er fühlt sich als Eingeweihter.

Bewunderung statt Unruhe

Bei all den exquisiten Qualitäten, bei aller Subtilität der Sprache, der nichts zu entgehen scheint und die verborgene Schichten des Bewusstseins offenlegt, stellt sich bei fortschreitender Lektüre die Frage nach dem Grund all dieser sanften Enthüllungen von Fatalitäten. Ich bin als Leser nicht beunruhigt, ich bewundere einzigartige und durch ihre Genauigkeit verblüffende Formulierungen. Aber was denn soll das Reden *«von der welterlösenden Gesandtschaft der Schönheit?»* Der Sprecher in der Szene mit der «Schlaflosen» sagt von sich: *«Vielleicht war, was mich davor zurückschrecken liess, tatsächlich die letzte sittliche Order, die ein Mensch empfing, der im übrigen einem rücksichtslosen Immoralismus der Schönheit und der technifizierten Empfindsamkeit huldigte...»* Soll man aus diesem Bekenntnis auf den Autor selbst schliessen? Er ergeht sich über neun Zehntel der 200 Seiten in Geziertheiten dieser Art, es ist seine Handschrift ganz unverkennbar. Kalligraphie hätte man vor Jahrzehnten wahrscheinlich das Ganze genannt.

Aber es gibt ganz am Schluss des Buches ein längeres Prosastück, in welchem auf ganz andere Weise Klartext gesprochen wird. Da nämlich tritt ein «Schimpfer»

auf, der all die Oberflächlichkeiten und barbarischen Zerstreuungen der Epoche angreift, die in den beschriebenen Momenten eines banalen Alltags vorkommen. Ein Film mit freizügigen Liebesszenen hinterlässt bei ihm die fatale Wirkung, dass auch die Nacktheit seiner Geliebten nun *«das bürgerliche Lumpenkleid der Unverschämtheit»* trägt. Alles ist nur noch Reklame, nur noch Fetisch, Surrogat für etwas, das es nicht mehr gibt: Sinnenfreude. Nackte Unsinnlichkeit beherrscht den Alltag und seine Geschäfte. Das Leben ist zum leeren Geschwätz verkommen. Der zornige Mann nennt mit Namen, was auf den vorangehenden Seiten des Buches zur Sprache gekommen ist: *«Ein neuer Existentialismus, eine neue Heraldik des Scheiterns. Ein Weltversagensgefühl.»*

Die Leimruten sind präpariert

«Wohnen Dämmern Lügen»: Das also wäre zusammengefasst die Befindlichkeit der Gesellschaft, zu der wir alle gehören, mit Ausnahme des «Schimpfers» im allerletzten Prosastück. Der nämlich hat Sprache. Er beherrscht sie nicht, er lässt sich *«von ihr ergreifen, stossen, beissen und erschüttern»*. Er sagt, Hamann müsse man lesen, den grossen Magus im Norden, *Johann Georg Hamann* also, von dem 1759 «Sokratische Denkwürdigkeiten» erschienen, in denen dem Rationalismus der Aufklärung ironisch und überlegen der Kampf angesagt wurde. Geweiht durch eine innerlich gewisse Ordnung fühlte sich Hamann emporgehoben, aus der Enge der Vernunft erlöst und zum Sinnlich-Leidenschaftlichen befreit. Seine Sprache ist schwer zugänglich, sie hat etwas Prophetisches. Ohne Hamann, sagt der zornige Sprecher, ohne Hamann kein Deutsch. Unter dem Einfluss des Propheten aus dem Norden erwacht seine eigene Kraft, er fühlt sich als Eingeweihter (*«Anagoge»* ist der Ausdruck, den er dafür braucht, die *«Hinaufführung der Eingeweihten zum Anschauen Gottes»*). Und die Seiten, auf denen er von dieser Erfahrung spricht, sind in einer weihevollen, reich orchestrierten Sprache geschrieben, bis der Mann plötzlich abbricht. Seine Freundin konstatiert, er habe immer schneller gesprochen, immer heftiger, unschlüssiger und *«nuschliger»*. Das Paar liegt nebeneinander auf dem Lager, er mit gesträubtem, sie mit gelöstem Haar, *«ein Inbild gutmütiger Wollust»* an der Seite eines Entsetzten, vom dem es heisst, dass er *«von ihrem Leib nur die Hand, nur die ihn haltende Hand gebrauchte»*.

Anagoge ist das Zauberwort. Botho Strauss setzt es mehr als einmal in seinen Text, in dem auch zu lesen steht, jetzt müsse vor allen andern der Künstler *«zur Tagesordnung des Ewigen»* übergehen. Schluss also mit dem *«Geschwätz des Lebens»*, es hat die Stunde der *«Einsamen mit Stil und Lebensgefühl»* geschlagen, wie sie etwa in Filmen von Antonioni vorkommen. Der «Schimpfer», von dem man natürlich nicht behaupten dürfte, dass er im Namen des Autors spricht, scheint die Heraufkunft eines neuen Menschen zu fordern. Botho Strauss widerspricht ihm nicht, sondern bricht den langen Monolog hier ab. Aber die Leimruten sind präpariert. ✦

SPLITTER

Nicht das Aha! des Festgestellten und Durchschauten möge dem Menschen und Zuschauer entschlüpfen, sondern nur ein Ha! – staunend ein winzig Wesentliches erwischt zu haben.

Botho Strauss, «Paare, Passanten», Carl Hanser Verlag, München 1981, S. 185

Michael Wirth

Die Emser Depesche

Zur Genese des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71

Lokal begrenzte Kriege werden heute in einigen Teilen der Welt von der Diplomatie als kalkulierbares Risiko wieder in Kauf genommen. Bereits Bismarcks Kriegsvorbereitungen vor 125 Jahren sind ein Lehrstück: Mit unzähligen Manipulationen suchte der spätere Reichskanzler die anderen europäischen Mächte aus dem Konflikt mit Frankreich herauszuhalten.

In den frühen Morgenstunden des 13. Juli 1870 wurde *Wilhelm I.*, König von Preussen, in Bad Ems ein Telegramm *Bismarcks* aus Berlin vorgelegt: *«Die Lösung der Sache durch den Rückzug des Erbprinzen macht hier auf die durch die Gramontschen Drohungen verletzte öffentliche Meinung keinen günstigen Eindruck»*, schrieb Bismarck. *«Man erwartet wenigstens eine genugthuende Erklärung für die Gramontschen Reden und um diesem Gefühl Rechnung zu tragen, schlage ich ehrfurchtsvoll vor, dass Seine Majestät den Baron von Werther veranlasse auf Urlaub zu gehen. Meiner Auffassung würde es entsprechen, wenn das Motiv nicht verschwiegen würde.»*

Die *«spanische Bombe»* – so hatte der König noch am Tage seiner Abreise zur Kur in Bad Ems die Kandidatur des Erbprinzen *Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen* für den spanischen Thron bezeichnet – war am 2. Juli geplatzt. An diesem Tag wurde dem französischen Botschafter die Hohenzollern-Kandidatur durch den spanischen Ministerpräsidenten offiziell mitgeteilt. Die französische Reaktion liess nicht lange auf sich warten: Kategorisch lehnte man in Paris das preussische Ansinnen ab. Am 12. Juli fand in Paris zwischen dem französischen Ministerpräsidenten Herzog *von Gramont* und dem preussischen Botschafter Baron *von Werther* eine Unterredung statt, die mit einer offenen Kriegsdrohung durch Gramont endete. Gramont forderte Worte der Entschuldigung des preussischen Königs und dessen Verpflichtung, niemals wieder die Kandidatur eines Hohenzollern für den spanischen Thron zuzulassen. Eine völlig inakzeptable Forderung, die weiterzuleiten Baron von Werther sich gar in einer Weise stark gemacht hatte, die dem Gesandten einer Grossmacht unwürdig war, wie Wilhelm später in seinem Memorandum «Der 13te July in Ems» festhalten wird. Grammont teilte von Werther ohne Umschweife mit, dass die Thronkandidatur eines Hohenzollern für die französische Regierung nicht so sehr der Stein des Anstosses gewesen sei, sondern dass die Verhandlungen Preussens mit Spanien ohne Wissen Frankreichs stattgefunden hätten.

Französisches Gedächtnis

Bismarck wollte die politische Chance nicht ungenutzt lassen, als der spanische Ministerpräsident dem Hause Hohenzollern-Sigmaringen die Königswürde Spaniens antrug. Frankreich musste nun zeigen, ob es die neue Rolle Preussens als europäische Zentralmacht akzeptierte. Nur mittels einer aussenpolitischen Machtdemonstration gegenüber Berlin würde das zunehmend unter innenpolitischen Druck geratene Regime *Napoleons III.* politisch überleben können. Das Schutz- und Trutzbündnis zwischen dem Norddeutschen Bund unter Preussens Führung und den süddeutschen Staaten, das nach dem preussischen Sieg im Deutschen Krieg 1866 entstanden war, sahen die Franzosen mit grossem Misstrauen. Ausserdem fühlte Paris sich von Bismarck hintergangen. Frankreich glaubte sich um den Lohn dafür gebracht, dass es sich vier Jahre zu-

vor nicht an der Seite Österreichs gegen Preussen geschlagen hatte. Eine weitere diplomatische Niederlage konnte sich Napoleon III. nicht erlauben. Bismarck baute darauf, dass jede unfreundliche Geste gegenüber Preussen aus Paris Süddeutschland enger an Preussen binden würde. Doch wollte er alles vermeiden, was Frankreich als offene Provokation auffassen konnte. Immerhin bestanden ja verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Hohenzollern-Sigmaringen und dem französischen Thron. Mit diesem Argument war es Bismarck zuletzt gelungen, Wilhelms Bedenken zu zerstreuen.

Die Doppelrolle des Königs

Bereits am 9. Juli war Botschafter *Graf Benedetti,* den die französische Regierung nach Bad Ems beordert hatte, mit der Bitte um eine Unterredung bei Wilhelm eingekommen. Benedetti war an einer Stellungnahme zu der Frage der Hohenzollern-Thronkandidatur gelegen, letztlich an einer Auskunft darüber, wie sich der König angesichts der französischen Ablehnung die weitere Entwicklung vorstelle. Wie verabredet, hatte Wilhelm dem Botschafter die bismarcksche Version vorgetragen: Nicht als König von Preussen, sondern als Chef des Hauses Hohenzollern sei er um Rat und Einwilligung gebeten worden. Seine Zustimmung habe er kaum verweigern können; denn es sei um eine Entscheidung gegangen, die lediglich die Sigmaringer zu treffen und zu verantworten hätten. Deshalb könne er auch nicht versuchen, die Entscheidung umzustossen.

Wilhelm I. war allerdings weit davon entfernt, die Benedetti gezeigte demonstrative Entschlossenheit auch gegenüber den Sigmaringern zu vertreten. Das Gespräch mit dem Botschafter hatte ihn zutiefst beunruhigt. Von Frankreich wurden grosse Truppenbewegungen in Richtung Osten gemeldet. Bismarck hatte sich in den Augen des Königs verspekuliert. Das wurde Wilhelm von Tag zu Tag deutlicher; doch noch war es nicht zu spät. Bereits am nächsten Morgen schrieb er an den Fürsten *Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen* und legte dem Erbprinzen *Leopold* den Verzicht auf die Kandidatur nahe. Der König glaubte, nach dieser Unterredung mit Benedetti Zeit und Handlungsspielraum gewonnen zu haben, auch gegenüber Bismarck, der in Varzin zur Kur weilte. Der Monarch war entschlossen, die Dinge nun in seinem Sinne zu ordnen: Es galt, einen offenen Konflikt mit Paris, der unweigerlich in den Krieg führen würde, zu vermeiden. Am 12. Juli erklärte Leopold, er sei kein Kandidat mehr.

Auf der Emser Brunnenpromenade liess der König Botschafter Benedetti das Extrablatt der «Cöllnischen Zeitung» bringen, das den Verzicht Leopolds auf die spanische Krone meldete.

Die persönliche Gewissheit, den Forderungen der französischen Regierung entsprochen zu haben, war nicht dazu angetan, Wilhelms Bedenken ob der zu erwartenden Reaktion der französischen Regierung zu zerstreuen. Zu unversöhnlich waren die Reden Grammonts in Paris gewesen, so dass Bismarcks Vorschlag, den Botschafter aus Paris zurückzurufen, um die öffentliche Meinung zu beruhigen, tatsächlich in Erwägung gezogen werden musste.

Tiefpunkt auf der Brunnenpromenade

Wenig später, auf der Emser Brunnenpromenade, liess der König Botschafter Benedetti durch seinen Flügeladjutanten *Radziwill* das Extrablatt der «Cöllnischen Zeitung» bringen, das den Verzicht Leopolds auf die spanische Krone meldete. Wilhelm war selbst noch nicht im Besitz der Bestätigung durch Sigmaringen, und er wusste auch nicht, dass Benedetti über den Verzicht des Hohenzollern auf den spanischen Thron bereits informiert war und zum gleichen Zeitpunkt ein Telegramm diesen Inhalts an den König weiterleiten liess. Wilhelms Geste nahm Benedetti zum Anlass, um ihn gegen 10 Uhr auf der Promenade anzusprechen. Der König glaubte, wie er später an Königin *Augusta* schreiben wird, dass es lediglich zum Austausch von Höflichkeiten kommen würde, die als Zeichen der Entspannung zu werten seien. Doch Benedetti kam mit jenen neuen Forderungen, mit denen Baron von Werther sich bereits am Vortage konfrontiert sah, die aber noch nicht zu Wilhelm durchgedrungen waren: Zwar sei der Verzicht des Erbprinzen Leopold eine glückliche Entscheidung, doch sei sie durch seinen Vater mitgeteilt worden, und man brauche die persönliche Bestätigung des Erbprinzen. Auf die Entgegnung des Königs, dass dies eine für das

Haus Hohenzollern verletzende Forderung sei, konterte Benedetti: Dann müsse sich eben der König als Oberhaupt der Hohenzollern verpflichten, niemals wieder eine Kandidatur Leopolds oder eines anderen Mitglieds seines Hauses zuzulassen. Wilhelm reagiert darauf befremdet: Er könne sich in einer so wichtigen Angelegenheit nicht auf ewig die Hände binden lassen. Fragen dieser Art seien immer von einem grösseren Kontext abhängig. Auch sei ja möglich, dass der französische Kaiser eines Tages einer Hohenzollernkandidatur in Spanien zustimme. Er, Wilhelm, sei aber überzeugt, dass der Erbprinz Leopold in Anbetracht der politischen Komplikationen der letzten Tage nicht noch einmal kandidieren werde. Napoleon III. würde niemals in eine Kandidatur des Hauses Hohenzollern einstimmen, antwortete Benedetti, denn damit würde er gegen die öffentliche Meinung in Frankreich handeln, die in diesen Tagen für erhebliche Unruhe sorge. Man müsse das Schlimmste befürchten, wenn sich der König nicht zu einer bindenden Erklärung in dieser Frage bereit erkläre. Sie allein könne Frankreich eine endgültige Sicherheit bringen und das Problem der Thronfolgekandidatur zwischen den beiden Regierungen für immer lösen. Die Mitteilung des Prinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen habe es bereits gelöst, beeilte sich Wilhelm zu versichern.

Eine kurze Pause entstand, bevor Graf Benedetti wieder das Wort ergriff: *«Sire, dann darf ich also meiner Regierung mitteilen, dass Seine Majestät niemals wieder die Kandidatur eines Hohenzollern für den spanischen Thron zulassen wird.»* Der König trat bei diesen Worten zurück und sagte in sehr erstem Tone: *«Es scheint mir, dass ich klar und unmissverständlich gesagt habe, dass ich eine solche Erklärung niemals geben könne und dem habe ich auch nichts weiter zuzufügen.»*

Bismarck braucht den Krieg

Die Beziehungen zwischen Preussen und Frankreich waren auf einem absoluten Tiefpunkt angelangt. Bismarck hatte diese Entwicklung massgeblich beeinflusst. Er hatte geahnt, dass Wilhelm I. dem Druck der Franzosen nachgeben und in Sigmaringen den Verzicht auf den spanischen Thron betreiben würde. Bismark wusste aber auch, dass sich Frankreich damit nicht zufriedengeben, sondern durch Besänftigung förmlich zu weiterem Vorpreschen animiert werden würde. Denn Paris musste ja versuchen, Bismarcks Strategie, die Thronfolgerfrage lediglich als dynastisches Problem erscheinen zu lassen, zu umgehen und über den König schliesslich auch die preussische Regierung irgendwie ins Spiel zu bringen und aus der Reserve zu locken. Nur wenn Paris dies gelänge, könnte es sich als diplomatischer Sieger fühlen. Es war vorauszusehen, dass die französische Regierung die Schraube immer weiter anziehen würde. Dabei würde ein Punkt erreicht, an dem es für die preussische Seite ein leichtes sein werde, französische Forderungen vor der deutschen und internationalen Öffentlichkeit als unerträgliche, weit über den gegebenen Anlass hinausgehende Zumutung darzustellen. Und Bismarck brauchte die internationale Isolierung Frankreichs. Nur dann würde ein Krieg mit Napoleon zugunsten Preussens entschieden werden können, und es bedurfte der Spannungen mit Paris als Vorspiel, um die Südstaaten hinter Preussen zu sammeln. Er brauchte schliesslich den Krieg, um die deutsche Frage zu regeln und ein vereintes Deutschland zu errichten. Er war überzeugt, dass nach dem Gespräch zwischen Wilhelm und Graf Benedetti auf der Brunnenpromenade die Voraussetzung gegeben war, Frankreich endgültig den süddeutschen Staaten und Österreich zu entfremden, aber auch Napoleon gegenüber England, Österreich und Russland an den Pranger zu stellen und diese Länder aus dem angestrebten bewaffneten Konflikt herauszuhalten. Entgegen seiner ursprünglichen Absicht blieb er in Berlin, nachdem er von Legationsrat *Abeken* fernschriftlich über die Unterredung zwischen dem König unterrichtet worden war. Abeken hatte an Bismarck am 13. Juli, 15 Uhr 10 ein Telegramm mit folgendem Wortlaut geschickt: *«Seine Majestät der König schreibt mir: ‹Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn autorisieren, sofort zu telegraphieren, dass ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf*

Bismarcks Neuformulierung war lakonisch und provozierend. Napoleon III. konnte gar nicht anders, als darauf mit der Kriegserklärung zu antworten.

ihre Kandidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt, etwas ernst, zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagt ich ihm, dass ich noch nichts erhalten hätte und da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsähe, dass mein Gouvernement wiederum ausser Spiel sei.

Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, dass er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumutung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag, beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen lassen: dass Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nicht weiter zu sagen habe.

Seine Majestät stellt Eurer Excellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich, sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitgeteilt werden sollte.»» Wilhelm hatte mit diesem Telegramm endlich das getan, worauf es Paris ankam: Er hatte die preussische Regierung eingeschaltet, geleitet zwar von dem Bestreben, einen Konflikt, wenn irgend möglich zu vermeiden. Mit der Aufforderung an Bismarck, die Nachrichten des Telegramms in ihm geeignet erscheinender Form zu veröffentlichen, war vom König selbst, ohne dass er dies ahnte, jene Eskalation herbeigeführt worden, auf die der Kanzler gesetzt hatte.

Von der «Depesche aus Ems» zur «Emser Depesche»

Bismarck liess sich nicht zweimal bitten und kam der Aufforderung des Königs unverzüglich nach. Das Telegramm Abekens empfing er am 13. Juli abends in Berlin beim Dinner, in Gesellschaft der Generäle *von Roon* und *von Moltke*. Die Anwesenheit der beiden Heerführer war kein Zufall. Bismarck hatte sich über die Bereitschaft der Armeen des Norddeutschen Bundes, in kürzester Frist kriegsbereit zu sein, informieren lassen. Roon und Molkte stimmten überein, dass Abekens Telegramm unverzüglich an alle preussischen Gesandtschaften in Süddeutschland und der massgeblichen europäischen Mächte geschickt werden müsse. Eine bessere Möglichkeit, um mit wenigen Federstrichen bei den Süddeutschen, Engländern, Österreichern und Russen Stimmung für Preussen und gegen Frankreich zu machen, würde sich nie mehr bieten. Doch nicht, so war man sich einig, in Abekens Wortlaut war das Telegramm weiterzuleiten, der noch weitere Konzessionen von Preussen erwarten, nicht aber Preussen als die Nation erscheinen liess, die bereits bis zum Äussersten gegangen und nun durch zusätzliche französische Forderungen beleidigt worden war. Bismarck kürzte das Schriftstück, das in der Geschichtswissenschaft als «Depesche aus Ems» bekannt wurde, auf zwei Sätze und machte aus ihr, was gemeinhin als «Emser Depesche» bezeichnet wird:

«Nachdem die Nachricht von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich Französischen Regierung von der Königl. Spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der Französische Botschafter in Ems an Seine Maj. den König noch die Forderung gestellt, dass er nach Paris telegraphiere, dass Seine Maj. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den Franz. Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, dass S. Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.»

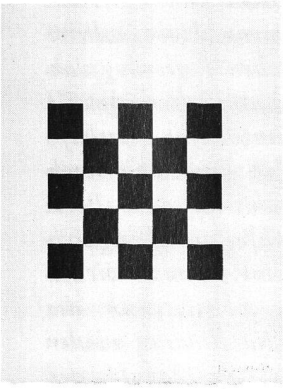
Die Wirkung, die Bismarcks Depesche tun sollte, war offensichtlich: Neue Verhandlungen zwischen Berlin und Paris wurden kategorisch abgelehnt, während Abekens Formulierung nur *«als ein Bruchstück einer schwebenden in Berlin fortzusetzenden Verhandlung erschienen sein würde»*, wie in Bismarcks «Erinnerung und Gedanke» nachzulesen ist. Tatsächlich bezog sich *«das nichts weiter mitzuteilen»* in Abekens «Original» lediglich auf den gegenwärtigen Informationsstand.

Bismarcks Neuformulierung war lakonisch und provozierend. Napoleon III. konnte gar nicht anders, als darauf mit der Kriegserklärung zu antworten, wollte er nicht angesichts seiner innenpolitisch bereits angeschlagenen Position einen Gesichtsverlust hinnehmen. Die Kriegs-

Mit der Aufforderung, die Nachrichten des Telegramms zu veröffentlichen, war vom König selbst jene Eskalation, auf die der Kanzler gesetzt hatte, herbeigeführt werden.

erklärung an Preussen erfolgte nach dem Mobilmachungsbeschluss des französischen Ministerrats vom 14. Juli 1870 am 19. Juli. Formal war der Bündnisfall mit den süddeutschen Staaten gegeben. In der Sache stand deren Entscheidung schon lange fest: Die Regierungen wollten dem angeblich schwer gekränkten preussischen Monarchen nicht ihre Unterstützung versagen. Angesichts dessen waren auch die Grossmächte nicht mehr geneigt, sich an einem Waffengang zu beteiligen. Es hätte gar nicht mehr eines weiteren Täuschungsversuchs Bismarcks, der Veröffentlichung von Benedettis handschriftlichem Vertragsentwurf von 1866 am 25. Juli in der «Times», bedurft, ohne Entstehungsdatum, also mit dem Schein grösster Aktualität, um auch London zu der Entscheidung, vorerst nicht einzugreifen, zu bewegen. In dem Entwurf ist von der Erwerbung Belgiens durch Frankreich die Rede, als Kompensation für die Neutralität im Deutschen Krieg von 1866. Zum zweiten Mal binnen vier Jahren war es Bismarck gelungen, einen Krieg Preussens mit einer anderen europäischen Grossmacht politisch und diplomatisch so abzuschirmen, dass kein anderer Staat Interesse hatte, sich daran zu beteiligen. Dieser Krieg, so glaubte man in den europäischen Hauptstädten, werde die unerträglich gewordene Spannung zwischen zwei Staaten aufheben.

Schwebezustände wie das französisch-preussische Verhältnis und die künftige Gestaltung Deutschlands wurden als bedrohlicher eingeschätzt als deren Aufhebung durch einen geographisch begrenzten Konflikt. ✦



Jean-Luc Manz, o. T., 1991, Lithographie, rot gedruckt, Blatt 2 eines Dyptichons, Bildgrösse: 12,5 x 12,5 cm, Expl. Nr. III/IV. Graphische Sammlung der ETH Zürich. Jean-Luc Manz, geboren 1952 in Neuchâtel, ist Maler und Zeichner; im Bereich der Druckgraphik hat er vor allem die Lithographie für sich entdeckt. Er lebt in Lausanne.

TITELBILD

Zug um Zug

Jean-Luc Manz bevorzugt vorgegebene Bildmuster, zum Beispiel diesen schachbrettartigen Raster. Er setzt auf die Reinheit der Geometrie und der Grundfarben und erreicht mit minimalen Mitteln ein Maximum an Ordnung. Bei aller Einfachheit der Komposition ist jedoch auch das abgebildete Schachbrettmuster nicht nur ein Schachbrettmuster. Denn zugleich sorgt das Prinzip des Instabilen für irritierende Wirkungen, die das Ganze erzittern lassen und ins Unsichere verschieben. Subtile optische Täuschungen sind im Spiel. Das Bild hat keine eigentliche Begrenzung, deshalb erscheint es ungebunden in seiner Umgebung, als treibe es frei auf dem Blattformat. Fixieren wir es mit den Augen, verursacht das Würfelmuster ein leichtes Flimmern; rote und weisse Quadrate – gedruckt die einen, ausgespart die anderen – schwanken in ihrer Bedeutung zwischen Figur und Grund. Die Bedingtheiten des Sehens selbst sind das Thema der Darstellung. Mit einer so wenig festgelegten Form ist die reine Lehre der konstruktiv-konkreten Kunst in Frage gestellt. Entscheidend für die irritierenden Momente des Werkes ist auch die druckgraphische Technik. Während der ästhetischen Absicht der Geometrisch-Konstruktiven das Siebdruckverfahren eher entsprechen würde, ist die Arbeit von Manz eine Lithographie. Der traditionelle Steindruck gibt Spurenelemente der handwerklichen Herstellung des Abzugs zu erkennen. Die rot gedruckten Felder haben leise unscharfe Ränder. Die unebene Papierstruktur ist nicht nur in den weissen Flächen, sondern, milder, auch noch unter der roten Farbhaut zu sehen. Dass die drucktechnischen Besonderheiten des Originaldrucks in der Cover-Reproduktion verlorengehen, liegt in der Konsequenz drucktechnischer Unternehmungen, deren Ziel die Vervielfältigung ist. Dieses Reproduktionsspiel liesse sich fortsetzen zu weiteren Versionen der Wirkung, Druck um Druck oder Zug um Zug, wie im Schachspiel. ✦

Eva Korazija